

„LAUTER BREITE NEGERGESICHTER“

Die Darstellung der äußeren Erscheinung einiger nicht-moslemischer Ethnien aus Deutsch-Nordkamerun in der Vorkolonial- und Kolonialzeit

AISSATOU BOUBA

„In Dikoa“, der Hauptstadt Deutsch-Bornus im Jahre 1911, berichtete Ernst Heims, „fand ich für Stift und Pinsel sehr viel Interessantes; alle die verschiedenen Stämme verhalfen mir immer wieder zu neuen Studien [...]. Alles ist in dieser ganzen Umgebung so interessant, so unglaublich abwechslungsreich, daß ein Maler hier wohl jahrelang studieren und arbeiten kann. Ich betone ausdrücklich studieren, denn in der Tat gehört ein tiefes Studium dazu, bis man alle die Farbtöne, die stets verschiedenen Profillinien und den wechselnden Ausdruck des Mohammedaners und Negers treffend erfaßt.“ (Heims 1912: 201–2)

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Heims die „verschiedenen Stämme“, trotz ihrer Vielheit und Mannigfaltigkeit, doch am Ende nur in zwei Gruppen zusammenfaßte, und zwar in die „Mohammedaner“ und „Neger“, wobei „Neger“ implizit als Synonym für „Heiden“, „Nicht-Moslems“ benutzt wurde. Damit war er nur einer Praxis gefolgt, die sich längst in der Reisebeschreibung eingebürgert hatte: Für alle Reiseautoren seit Barth war die Religion bei der Auseinanderhaltung der Ethnien voneinander maßgeblich; d.h. sie teilten diese Ethnien in zwei Gruppen ein, und zwar in die Bekenner des Islams und die Anhänger afrikanischer Religionen, die in die Sammelbezeichnung „Heidentum“ gefaßt wurden.

So war es auch keine Neuheit, wenn Heims das Wort „Neger“ mindestens implizit dem Wort „Heide“ gleichstellte. Denn das Wort „Neger“, das seinen Ursprung im Lateinischen „*niger* = schwarz“ hat, besitzt im deutschsprachigen Raum ein „literarisches Synonym“ und zwar „Mohr“, das vom Griechischen abgeleitet war und „töricht, einfältig, dumm, gottlos“ bedeutet. Der sogenannte Neger war und ist, wie Deltgen (1977: 120) bemerkt hat, im Selbstverständnis vieler Europäer bzw. Deutscher „schon vom Wort her ein schwarzer, gottloser Einfaltspinsel“. Mehr noch: Mit dem Wort Neger verbanden sich Vorstellungen von „häßlichen“ und „unzivilisierten“ Menschen. Diese Assoziation, die bei Heims nur zwischen den Zeilen zu lesen ist, kommt in der folgenden Aussage Dominiks voll zum Ausdruck:

„Natürlich hat die Rabe-Invasion unendliche Mischrassen entstehen lassen zwischen den rechtgläubigen Arabern, Fullahs, Kanuris unter sich und zwischen Mohammedanern und Negern. In Dikoa fanden sich ja Menschen aus dem ganzen Mohammedanischen Afrika zusammen und heidnische Neger wurden aus fast allen Teilen des schwarzen Erdteils zu hunderttausenden hierher verschleppt.“ (Dominik 1908: 156)

Abgesehen davon, daß Dominik irreführend von „Mischrassen“ – eine Verwechslung, die damals gang und gäbe war –, statt von Vermischung der jeweiligen Ethnien untereinander sprach, assoziierte er nicht nur die sogenannten „Neger“ mit „Heiden“, sondern er schien auch, wie aus dem letzten Satz seines Zitats herausgelesen werden kann, diese „Neger“ bzw. die „heidnischen Neger“ nicht zu den Menschen zu zählen, weil er mohammedanische „Menschen“ heidnischen „Negern“ gegenüberstellt. Die

rassisch-biologische Höherschätzung der Moslems gegenüber den Nicht-Moslems war allen deutschen Reisenden aus der Vorkolonial- und Kolonialzeit nach Deutsch-Nordkamerun gemeinsam und nicht allein für Dominik typisch.

1. Die „heidnischen Neger“ und die „mohammedanischen Menschen“

Sogar Barth, dem des öfteren von heutigen Forschern Toleranz und Unvoreingenommenheit gegenüber andersartigen Menschen nachgesagt wurde, neigte dazu, insbesondere bei allgemeinen Äußerungen die Moslems nicht nur kulturell, sondern auch in rassistisch-biologischer Hinsicht höher einzustufen als die Nicht-Moslems. Dies kommt in der folgenden Aussage zum Ausdruck, in der er sich über den Bildungsgrad und manche Verhaltensweisen der moslemischen Fulbe äußerte und dabei zu einem Vergleich zwischen diesen Fulbe und ihren nicht-moslemischen Mitbürgern kam:

„[...] schon auf meiner Durchreise [fand ich] wenigstens das Lesen des Kurans und einiger Hauptbücher des Islam und eine ganz hübsche Kenntniss der Arabischen Schriftsprache [...]. Hier [...] an den Ufern des Benué und Faro, der máyo Nébi [...] und wie alle diese vielen Zuflüsse heißen, [träumen sie] von dem heiligen Hause in Mekka und schauen mit Verachtung auf die nackten, schon durch ihre dunklere Hautfarbe und ihre mehr thierischen Züge von ihnen geschiedenen Eingeborenen hinab [...]. Es ist interessant, zu beobachten, wie in diesen Ländern die eingeborenen halbnackten Heiden mit Leidenschaft dem Genuße des Tabacks und der berauschenden Gía ergeben sind, während die gebildeteren Eroberer sich beider Genuße enthalten“ (Barth 1857: 612).

Hier spricht jemand, der dazu neigte, alles Andersartige und all das, was in seine Auffassung der Dinge, sein Norm- und Wertesystem nicht hineinpaßte, zu werten, zu verurteilen. Die dunklere Hautfarbe und insbesondere die Züge der „Eingeborenen“, die er verachtend und böse als „thierisch“ kennzeichnete, galten in seiner Vorstellung als Inbegriff der Häßlichkeit im doppelten Sinne des Wortes. Diese Typisierung deutet unverkennbar auf das hin, was vor, zu seiner Zeit und darüber hinaus als „echter Negertypus“ und Antinomie des europäischen Typus oder wie dieser europäische Typus noch im 19. Jahrhundert und darüber hinaus gemeinhin genannt wurde – des kaukasischen Typus bekannt war. So gesehen klassifizierte Barth die Bewohner Adamaus in rassistisch-biologischer Beziehung einerseits in „negerhafte“, in seinem Sinne tierähnliche, sprich häßliche Wesen und andererseits in „nicht-negerhafte“ also logischerweise schönere Menschen. Barth benutzte auf diese Weise „ästhetische Kriterien“ als Grundlage für die Klassifikation der Bewohner Adamaus, er erhob, genauso wie seine Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert „Schönheit und Häßlichkeit [...] zu Prinzipien menschlicher Klassifikation [...]“ (Mosse 1978: 612), wobei die Schönheit auch als Vorbedingung für die Sittlichkeit und die geistige Aktivität galt: Die helleren und schöneren Fulbe waren nicht nur rechtgläubig und lebten sittlich und mäßig, sondern strebten auch nach Wissen und Bildung, wobei die dunkleren häßlichen „Heiden“ ungläubig waren und zur moralischen Verkommenheit und zur geistigen Untätigkeit verurteilt zu sein schienen. Die Klassifikation Barths lief also auf diese Weise auf eine Hierarchisierung hinaus: Die mit „thierischen Zügen“ ausgestatteten, also „häßlichen“ „Eingeborenen“ waren von ihm in körperlicher sowie in geistig-seelischer Hinsicht minderwertiger aufgefaßt als die schöneren Fulbe.

Ein derartiges Denkschema rückt Barth z.B. in die Nähe seines berühmten Landsmannes Herder, der auch seinerzeit die angebliche Häßlichkeit des afrikanischen Menschen eng mit deren vermeintlichen rassistischen, geistigen und sittlichen Minderwertigkeit in Verbindung brachte. Dieses Denkschema ist aber auch ein Zeichen dafür, daß Hierarchien damals, d.h. zur Zeit Barths und darüber hinaus – generell nicht nur zwischen den Rassen, also etwa zwischen den Schwarzen und Weißen, vorgenommen wurden, sondern auch innerhalb der jeweiligen Rassen selbst. Dies kommt nicht nur, wie oben ausgeführt, bei der Darstellung der nicht-moslemischen Einheimischen und der moslemischen Fulbe-Eroberer Adamauas durch Barth, sondern auch bei der Darstellung der verschiedenen Ethnien Deutsch-Nordkameruns in den Reiseberichten aus der Vorkolonial- und Kolonialzeit deutlich zum Vorschein. Denn die schwarze Rasse wurde in diesem Sinne seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr als einheitlich aufgefaßt. Dazu äußerte sich der Anthropologe Waitz wie folgt:

„Unsere Kenntniß der afrikanischen Völker, so lückenhaft sie auch vielfach noch ist, hat in der neueren Zeit so rasche und bedeutende Fortschritte gemacht als irgend ein Zweig des menschlichen Wissens. Die Zeit ist noch nicht fern da man die Eingeborenen von Africa, nur mit Ausnahme einiger weniger Völker im Norden, als Neger schlechthin bezeichnen durfte, während gegenwärtig dieser Begriff in festere Grenzen eingeschlossen ist und in Folge davon das Gebiet der Negerrasse an Ausdehnung verloren hat.“ (Waitz 1860: 1)

Die „Negerrace“ oder noch die „Negervölker“ galten als die eigentlichen Repräsentanten der schwarzen Rasse und ihre Wohngebiete wurden – mit sehr wenigen Ausnahmen – oberhalb des Äquators, südlich der Sahara lokalisiert. Am reinsten sollen sich diese echten Repräsentanten der schwarzen Rasse in den schwer zugänglichen Gebieten Schwarzafrikas wie Bergen, Wäldern und bestimmten, ebenfalls schwer erreichbaren Flußufeln rassistisch und kulturell erhalten haben. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Hermann Baumann, der später diese Theorie aufgegriffen und gefestigt hat, u.a. in vielen Ureinheimischen Deutsch-Nordkameruns und Peripherie die echten Repräsentanten der „Negervölker“ sah. Er nannte sie daher Splittervölker oder „alnigritische“ oder noch in Anlehnung an Eickstedt „palänegrige Völker“, die als Zeugen jener Urzivilisation Schwarzafrikas galten (Baumann 1940: 13f).

Die übrigen Völker Schwarzafrikas, wie z.B. die Fulbe, die Hottentotten, die Buschmänner, die Mischvölker des nördlichen Teils Schwarzafrikas und die „südafrikanischen Völker“, wurden von der schwarzen „Negerrasse“ mehr oder weniger getrennt. Bei dieser Trennung waren nicht nur die „leibliche Bildung“ (Waitz 1860: 2ff), also rassistisch-biologische Merkmale, sondern auch die Sprache ein Kriterium. Denn viele Anthropologen waren davon überzeugt, daß Sprache Aufschluß über die rassische Abstammung eines Volkes geben konnte. Die Völker, die südlich des Äquators wohnten und daher – mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner – als „südafrikanische Völker“ benannt wurden, weigerte man sich z.B. weniger aufgrund ihrer äußeren Erscheinung, die nach Waitz (1860: 2) „hier und da gestatten (würde) sie mit der Negerrasse unmittelbar zu vereinigen“, als vielmehr aufgrund des Baues ihrer Sprachen, zu den „Negerrassen“ zu rechnen. Die Sprachen der südafrikanischen Völker oder der „Bantu-Völker“, wie sie genannt wurden, wiesen, wie man herausgefunden hatte, bestimmte Merkmale auf, welche die eigentlichen „reinen Negersprachen“ nicht hatten, wie z.B. den klassifizierenden Bau; aufgrund dieses Baues ordnete man

also diese Sprachen in die Gruppe der „komplexeren“ Sprachen ein und schied sie folglich streng von den „primitiveren Negersprachen“. Das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von geistigen Fähigkeiten war aus der Sicht der damaligen Zeit rassistisch bedingt; und aus der Sicht vieler schien sich ausgeprägte „Negerhaftigkeit“, „Neger-Sein“ mit Intelligenz nicht zu vertragen. Folglich stufte man die Sprecher der Bantu- bzw. „südafrikanischen“ Sprachen höher als die „eigentlichen Negervölker“ ein. Dementsprechend suchte man für diese „südafrikanische Völkerfamilie“ „bessere“ Stammeltern. Der bereits zitierte Waitz ging in diesem Zusammenhang davon aus, daß die Gebiete der südafrikanischen Völker

„[...] ursprünglich im Besitze von Negern waren bis zu der Zeit da sich aus dem Nordosten Africa's wilde gelbbraune Stämme von grobem, wenn nicht schlichtem, doch gewiß nicht wolligem Haar über dasselbe ergossen, durch welche die Urbewohner theils vernichtet, theils assimiliert wurden und zwar so, daß nur im Westen in einigen Theilen des Innern und hier und da in Mozambique deutliche Spuren der alten Negervölker zurückgeblieben sind“ (Waitz 1860: 376).

Die Mehrheit dieser „wildem gelbbraunen Stämme“ hielt man für kaukasoid und Hirtenvölker. Aus der Sicht des 19. Jahrhunderts waren sie als solche den „seßhaften Negervölkern“ nicht nur rassistisch, sondern auch kulturell überlegen und damit in der Lage, ja sogar prädestiniert, diese zu erobern und kulturell zu heben. Eine der Kulturleistungen, die ihnen von einigen Afrikanisten des 19. Jahrhunderts zugeschrieben wurden, war die systematische Ausbreitung ihrer mitgebrachten, im Vergleich zu den „Negersprachen“ besser und komplexer strukturierten Sprache, an der sie nach Waitz (1860: 376) „mit großer Zähigkeit“ festhielten und die sie den eroberten „Negervölkern“ konsequent aufzwingen. Diese Sprachen identifizierte man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Bantu-Sprachen“ (vgl. Curtin 1964: 233, 399).

Von derartigen hierarchisierenden Gruppierungen der Völker Schwarzafrikas wußten offensichtlich fast alle deutschen Reisenden der Vorkolonial- und Kolonialzeit, benannten sie jedoch nicht explizit. Ihre Beschreibungen der äußeren Erscheinung der verschiedenen Völker aus Deutsch-Nordkamerun der Vorkolonial- und Kolonialzeit und insbesondere ihr diesbezüglicher Vergleich dieser Völker miteinander verraten eine gewisse Hierarchisierung. Außerdem wußten sie alle, wie die Angehörigen der echten schwarzen Rasse, also die „echten Neger“ aussehen mußten. Denn sie prüften systematisch die während ihrer Reise kennengelernten Menschen oder ihre jeweiligen Ethnien auf den Grad „der Negerhaftigkeit“, ja sogar auf den Anteil des „Negerblutes“ in ihren Adern. Welche Vorstellungen die Vorkolonial- und Kolonialreisenden von der äußeren Erscheinung der sogenannten „Neger“ hatten, läßt sich am Beispiel der folgenden Typisierung zeigen, die Passarge in dem systematischen Anhang seines Reisewerkes (1895) entwickelt hat:

„Der Küstenneger entspricht im Grossen und Ganzen den Vorstellungen, welche man sich in Europa von den Negern zu machen pflegt. Zwar die Hautfarbe wechselt sehr. Hellbraune bis rothbraune Leute, ja ganze Stämme, sind gerade an der Küste nicht selten [...]. Ihrer Physiognomie nach sind sie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel ist rund und plump, das Haar ist wollig und stets gruppiert, die Stirn ist sehr verschieden, im Allgemeinen mittelhoch und meist zurücktretend. Das Gesicht ist rund und breit. Die Nasenwurzel ist breit und flach, ebenso der Nasenrücken; die Nasenflügel sind stark aufgebläht, die Nase daher breiter als lang; die Nasenspitze stumpf und aufgestülpt, so dass man in die Löcher hinein sieht. Die Lippen sind dick, wulstig und geschwungen; kurz alle Fleischtheile massig entwickelt. Auch der Körper ist plump, knochig, muskulös und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolster. Das weibliche Geschlecht ist fast durchweg durch eine starke Beckenneigung und damit

Krümmung der Wirbelsäule und Einwärtsstellung der Füße ausgezeichnet. Starke Fettablagerung im Gesäss geht damit Hand in Hand.“ (Passarge 1895: 419)

Da der sogenannte „typische Neger“ nicht für sich beschrieben, sondern immer in bezug auf den „kaukasischen Typus“ aufgefaßt wurde, ist es angebracht, auch das Porträt dieses Typus, der auch als das andere Extrem von Passarge hingestellt wurde, gleich anzuführen:

„Ganz anders traten uns die Bewohner der Wüste entgegen“ fuhr Passarge mit seinen Ausführungen fort, „[...] Ihr Körper ist schlank, fein knochig, sehr mager, aber doch muskulös [...]. Ein Fettpolster fehlt ganz, alle Fleischtheile, auch im Gesicht, sind gering. Die Haut ist weiss, doch vom Klima gebräunt, die Züge sind kaukasisch scharf und markant. Das Gesicht ist oval und länglich, die Stirn ist breit, die Augen schwarz, [...] der Bart schwarz und spärlich [...]“ und der Schädel lang. (Passarge 1895: 419–420)

In Zentralsudan wurde dieser Typus nach Passarge durch die Araber-Schoa und die Fulbe repräsentiert. Die übrigen Ethnien dieser Region, die aufgrund ihrer äußeren Erscheinung und mancher Aspekte ihrer Kulturen und in Abgrenzung mit den Bewohnern des Regenwaldes auch Sudanvölker genannt wurden, versah Passarge mit einer Mittelstellung zwischen den „Küstennegern“ und den Wüstenbewohnern, d.h. er entdeckte bei ihnen eine „ganze Stufenleiter der Mischungen“ (Passarge: unveröff. Selbstbiographie, S. 144) zwischen dem echten „Negertypus“ und dem „kaukasischen Typus“.

Es schien aber, als hätten in Passarges Vorstellung nur die moslemischen Sudanvölker die Mischung der physischen Charaktere aufgewiesen. Denn in seiner eigentlichen Reiseerzählung präsentierte er sämtliche Angehörigen der nicht-moslemischen Ethnien, die er getroffen hatte, als die Prototypen des „echten Negertypus“ im Zentralsudan. Außerdem ignorierte er bei der Darstellung dieser Nicht-Moslems in den meisten Fällen die geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen den von ihm beobachteten Männern und Frauen, er vernachlässigte bzw. übersah das ästhetische Gefälle oder sogar den Unterschied, der im körperlichen Aussehen von verschiedenen Menschen bestand, und griff bei jeder Gelegenheit auf das tradierte Negerstereotyp zurück, wenn es darum ging, das Äußere der beobachteten Nicht-Moslems zu beschreiben. Passarge stattete also – weitgehend auf Differenzierung verzichtend – alle Nicht-Moslems, die in seinem Reisewerk erscheinen – gleichgültig, ob Männer oder Frauen –, mit „breiten, hässlichen Negergesichtern“, mit „lauter breiten Negergesichter(n)“ aus und bedauerte, daß die Natur die meisten von ihnen so wenig begünstigt habe (Passarge 1895: 270). Er versah sie ferner mit einem „mittelgrossen“, herkulischen Bau, und – mit Ausnahme der „starken Krümmung der Wirbelsäule“, die er zu den Hauptmerkmalen der „Heidenvölker Adamaus“ zählte – fand er sie gut gebaut.

Hinter dieser Verwischung der Unterschiede einerseits zwischen den verschiedenen Menschen und andererseits zwischen Mann und Frau steckte womöglich auch die Einstellung, wonach je mangelhafter die Geistesbildung eines Volkes sei, desto einförmiger auch die Gesichtsbildung der Mitglieder dieses Volkes. Eine nähere Erläuterung dieser Einstellung, die im 19. Jahrhundert und darüber hinaus verbreitet war, läßt sich aus dem folgenden Zitat entnehmen:

„Sind [...] alle Lebensverhältnisse von sehr einfacher Art und richtet sich die innere Thätigkeit bei einem ganzen Volke gleichförmig und fast ausschließlich auf Befriedigung physischer Bedürfnisse, so werden wir bei ihm auch eine große äußere Aehnlichkeit der Individuen erwarten, denn geringe Reg-

samkeit des Geistes und gleichförmige Ausprägung der Gemütheigenschaften drückt auch dem Gesichtsausdruck und der ganzen leiblichen Bildung den Stempel der Einförmigkeit auf und läßt sie nur wenig nüancirt erscheinen: größere Unterschiede und reiche Mannigfaltigkeit werden sich hierin erst bei höher entwickelten Völkern zeigen.“ (Waitz 1877: 74–5)

„Die geringe Regsamkeit des Geistes“ verhinderte, so die Meinung vieler, auch die Bildung eines ausdrucksvollen Gesichts, daher die Ähnlichkeit der Individuen miteinander. Derartige Thesen müßten Bildautoren, die sich mit „primitiven Völkern“, zu denen sämtliche nicht-moslemischen Ethnien Bornus und Adamaus gezählt wurden, befaßten und die zur Bildung von Rassenstereotypen neigten, willkommen gewesen sein. Denn entsprechend dem Zeitgeist konnten sie alle von ihnen betrachteten Völker als gleich aussehend hinstellen, ohne Gefahr zu laufen, der Übertreibung bezichtigt zu werden.

Morgen, der eine darwinistische Auffassung von den Rassen vertrat, teilte seinerseits die angestammten kamerunischen Völker in zwei Gruppen, die Küstenvölker und die Sudannvölker, und charakterisiert sie wie folgt:

„Es ist eine eigenthümliche Erscheinung im Kamerungebiet, daß, je weiter man sich von der Küste entfernt, die Eingeborenen immer schöner, und, um mich drastisch auszudrücken, immer menschenähnlicher werden. Es fiel mir dies besonders auf, als ich später auf die weiter im Innern sitzenden Sudanneger stieß.“ (Morgen 1893: 39)

In seinen weiteren Ausführungen schrieb Morgen (1893: 75) sogar, daß der Gesichtsschnitt der Sudanneger mehr kaukasisch sei. Die Verwendung der Wortgruppen „echte Neger“ und „Kaukasier“ durch Passarge und Morgen belegen, wie noch im späten 19. Jahrhundert eine anthropologische Betrachtungsweise lebendig ist, die im 18. Jahrhundert mit den Systematisierungen von Linné, der vergleichenden Anatomie Blumenbachs, Sömmerings und Campers, mit der Physiognomik Lavaters und den historischen Konstitutionsuntersuchungen von Meiners einen ersten Höhepunkt erreicht hatte. Auch wenn Passarge in seiner oben angeführten Aussage ästhetische Wertungen vermeidet, ist die Abwertung des sogenannten „echten Negers“ und die Wertschätzung des sogenannten „kaukasischen Typus“ kaum zu überlesen.

Im folgenden sollen die Eindrücke der deutschen Reiseautoren aus der Vorkolonial- und Kolonialzeit über das äußere Bild bzw. die physische und physiognomische Beschaffenheit einiger nicht-moslemischer Ethnien dargestellt werden. Dabei ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß die Reiseautoren bei der Wertung des Aussehens der beobachteten und beschriebenen Personen auch solche Erscheinungen (wie z.B. die Veränderungen, Verstümmelungen und Deformationen bestimmter Körper- und Gesichtsteile und das Tragen von permanenten oder abnehmbaren Zusätzen) in Betracht zogen, die den Gesichtsausdruck und/oder die Gesamtphysiognomie beeinflussten. Denn die Völker des Zentralsudan, wie alle übrigen Völker aus anderen Weltteilen, ließen „den menschlichen Körper“ nicht in seinem „Naturzustand“, sondern hatten ihn „[...] auf mannigfaltige Weise [...] stets irgendwie bis zu einem gewissen Grade verändert oder mit Zusätzen“ versehen (Leiris 1968: 117). Zur Einfärbung des Bildes der deutschen Bildautoren vom Äußeren der Ethnien Deutsch-Nordkameruns in der Vorkolonial- und Kolonialzeit trugen nicht zuletzt die ästhetischen Auffassungen bzw. die subjektiven Wahrnehmungen der Reiseautoren selbst bei, Wahrnehmungen, denen Rohlf's zu einer gewissen Allgemeingültigkeit verhalf, indem er folgendes über die Auffassung der „Neger“ von der Frauenschönheit behauptete:

„Ueberhaupt darf man nicht glauben, dass die Neger, weil ihre Gesichtsbildung von der unserigen so entschieden abweicht, wesentlich andere Begriffe von Frauenschönheit haben als wir. Ein nach unserem Geschmack mehr oder weniger schönes Gesicht steht bei ihnen in gleicher Geltung, und wenn sie auch bisweilen spottweise unsere feinen Lippen mit denen der Meerkatze und unsere langgestellte Nase mit dem Schnabel des Pfeffervogels vergleichen, so wissen sie doch die Schönheit einer Fellata-Frau [d.h. Fulbe-Frau, A.B.] mit kaukasischen Gesichtszügen recht wohl zu schätzen. Ein Neger, der eine schwarze Madonna zu malen hätte, würde sicher nicht eine Musgu-Frau oder Tuburi-Negerin, sondern eine wohlgebildete Bornuerin oder Uándala zum Modell nehmen.“ (Rohlf's 1874, II: 141)

Musgu und Tupuri waren Nicht-Moslems und galten als Prototypen der „Neger“; die Fellata/Fulbe, Uándala und Bornuer waren Moslems und resp. in die Kategorie der „Nicht-Neger“ und Mischvölker eingestuft. Angesichts der großen Zahl der nicht-moslemischen Ethnien, die in den Reiseberichten vorkommen, soll im folgenden beispielhaft das Bild der äußeren Erscheinung einiger von ihnen im Urteil der Vorkolonial- und Kolonialreisenden dargestellt werden.

2. Die „heidnischen Neger“

2.1. Die Ethnien des Mandara-Gebirges

Beispielhaft dargestellt werden im folgenden die Margi, eine der zahlreichen Ethnien, die im Mandara-Gebirge wohnhaft waren. Barth war der erste deutsche Reisende, der sich mit ihnen befaßt und praktisch der einzige, der sich sehr ausführlich über ihre äußere Erscheinung geäußert hatte. Hinsichtlich der äußeren Erscheinung unterschied Barth zwei Kategorien von Margi:

„[...] Es fiel mir hier besonders der Unterschied auf zwischen den Bewohnern dieser Ortschaft, welche dem steten Einfluss und den fortwährenden Erpressungen der Kanöri ausgesetzt sind, und denjenigen der südlichen, die sich mehr einer gewissen Unabhängigkeit erfreut haben: hier lauter schöne nackte Gestalten mit offenen Zügen, – dort nur in schmutzige zerlumpte Hemden gekleidete runzelige und niedergebeugte Männer [...]“ (Barth 1857: 649)

Während die „niedergebeugte“ Haltung der Nord-Margi ihre politische Unterdrückung und „die schmutzigen zerlumpte Hemden“ ihre unvollkommene kulturelle Angleichung versinnbildlichten, symbolisierte aus Barths Sicht die „Nacktheit“ die politische und kulturelle Unabhängigkeit. Mit dieser Aussage gab Barth die zu seiner Zeit und darüber hinaus gängigen Thesen wieder, wonach auch Lebensweisen – im Falle der Margi das Leben in Freiheit oder unter einem sozio-kulturellen und politischen Druck – nachhaltig die Physiognomie bzw. die gesamte Erscheinung der Betroffenen prägten (vgl. Waitz 1877: 73ff).

In seinen weiteren Ausführungen erfährt man in Einzelheiten, was die Schönheit der freien Margi ausmachte; er wich dabei von der zu seiner Zeit üblichen Darstellungsweise der Schwarzen ab, indem er nicht nur die Schönheit des Körperbaues betonte, die man bereit war, den Schwarzen zuzugestehen und die man dementsprechend für eines der wichtigsten Merkmale der „primitiven Neger“ erklärt hatte, sondern er hob auch die Schönheit ihrer Gesichtszüge hervor:

„Ich war betroffen von der Schönheit und Regelmässigkeit ihrer Gestalt, die auf diese Weise sich den Blicken offen darbot, und von der Regelmässigkeit ihrer Züge, welche nicht durch Einschnitte entstellt waren und bei Manchen durchaus nichts von dem sogenannten Negertypus besaßen, obgleich

die Lippen bei Allen, jedoch keineswegs übertrieben, aufgeworfen waren und das Haar kraus, wenn nicht wollig, war; besonders aber fiel mir die hohe Stirn auf. Was mich jedoch noch mehr überraschte, war die Farbe ihrer Haut, die bei verschiedenen Personen eine ausserordentliche Mannichfaltigkeit zeigte; sie war nämlich bei Einigen von glänzendem Schwarz und bei Anderen von leichter Kupfer- oder vielmehr Rhabarberfarbe, und vergebens sah man sich nach dazwischenliegenden Schattierungen um [...]. Obgleich die schwarze Farbe vorzuherrschen schien, so glaubte ich doch zu dem Schlusse berechtigt zu sein, dass die Kupferfarbe die ursprüngliche des Stammes, die schwarze Schattierung aber einer Vermischung mit anderen Nationen zuzuschreiben sei.“ (Barth 1857: 465)

Aus diesem Zitat läßt sich einiges herauslesen. Erstens: Barth zog in seine ästhetische Wertung des Aussehens der Margi auch die „Einschnitte“ mit ein, räumte ihnen fast denselben Stellenwert wie den rassisch-biologischen Merkmalen ein, unterließ es allerdings an dieser wie an anderen Stellen seines Buches zu erklären, was er damit meinte, offensichtlich, weil sie ihn sehr anwiderten. „Einschnitte“ – auch Skarifikationen genannt – waren künstliche Narben, womit die Angehörigen vieler – sowohl moslemischer als auch nicht-moslemischer – Ethnien Gesicht und andere Körperteile versahen. Ihre Formen waren vielfältig, denn sie waren ethnische Unterscheidungsmerkmale und gaben Auskunft über die gesellschaftliche Stellung des einzelnen, über seine Herkunft, sein Geschlecht und seine Altersklasse. In diesen „auf Symbolisierung fußenden Bräuchen kam das ästhetische Moment zum Ausdruck“ (vgl. Leiris 1968: 119–121). Zweitens: Barth überprüfte sorgfältig, ob der „Negertypus“ bei den freien Margi ausgeprägt war oder nicht, also ob die ihm durch „Kultur, Gesellschaft und Überlieferung“ (vgl. Theye 1985: 22) in bezug auf das Aussehen der schwarzen Rasse geprägten Wahrnehmungsmuster mit der Realität übereinstimmten. Drittens: Barth deckte seine Rassenvorurteilhaftigkeit auf, insofern als er nicht nur das Aussehen der von ihm beobachteten Menschen – auch wenn meistens nur implizit – nach europäischen Maßstäben bewertete, sondern auch den sogenannten „Negertypus“ mit „Schönheit und Regelmäßigkeit der Züge“ nicht vereinbart sehen wollte. Seine sichtlich angenehme Überraschung, als er merkte, daß die Margi kaum „negerhafte Züge“, in seinem Sinne kaum „tierische Züge“, aufwiesen, die Hartnäckigkeit, mit der er die ursprüngliche Hautfarbe der Margi als nicht schwarz, sondern kupferrot betrachtete, obwohl die Tatsachen ihm deutlich widersprachen, zeugen ferner von Barths Festhalten an dem Vorurteil der ästhetischen Minderwertigkeit der „echten Neger“, die in ähnlichen Aussagen, wie der folgenden, festgeschrieben wurde, die auch zu Barths Zeit noch ihre volle Gültigkeit besaß:

„Ob aber der ursprüngliche Mensch, er mag sich nun von Asien oder sonst wo aus über die Erde verbreitet haben, zum Europäer veredelt, oder zum Neger ausgeartet sey, wage ich nicht zu entscheiden [...].“ (Sömmering 1785: 79)

Weil er an den Margi keine ausgeprägten Negerzüge festgestellt hatte, hob er sie von den übrigen, insbesondere nicht-moslemischen Ethnien, ab:

„Wer hier diese Leute in ihren Ortschaften, im Genusse ihrer Unabhängigkeit und in ihrer einfachen, aber freien Natürlichkeit sieht, mit ihren schönen männlichen Gestalten, ihren meist regelmäßigen Zügen, nicht entstellt durch Einschnitte [...] oder barbarischen Schmuck [...] mit ihrem graziösen Gang –, der kann nicht leugnen, dass die Marghi ein überlegener Menschenschlag sind.“ (Barth 1857: 645–6)

Barth war nämlich fest davon überzeugt, daß der „Stamm“ der Margi u.a. aufgrund ihrer kaum negroiden Züge keine „echten Neger“ sein konnte, daß „dieser Stamm, so

gut wie die nahe verwandten Báтта, mit der Süd-Afrikanischen Völkerfamilie in viel näherem Zusammenhange steht, als mit den umwohnenden Stämmen Mittel-Sudans [...]“ (Barth 1857: 646), die unter diesen Umständen in die Gruppe der „echten Negervölker“ fielen. Die Erwähnung der „Süd-Afrikanischen Völkerfamilie“ weist darauf hin, daß Barth die Diskussion über die hierarchisierende Einteilung der Völker Schwarzafrikas verfolgt hatte. Er sah seine Meinung über die nicht-schwarze, also nicht „negerische“ Abstammung der Margi dadurch bestätigt, daß ihre Sprache, wie er herausfand, „eine Anlehnung an die Süd-Afrikanischen Sprachen“ (vgl. Barth 1857: 574) aufwies. Selbst die Religion der Margi erinnerte ihn an die der südafrikanischen Völker. So gesehen hatte sich der Stamm der Margi nach Barth in die Heimatländer der „echten Neger“ verirrt.

Auch bei der Darstellung von männlichen Einzelpersonen wies Barth mit Nachdruck auf die kräftigen und hohen Gestalten, die Schönheit und Regelmäßigkeit der Züge, den einnehmenden und freundlichen Charakter des Gesichtsausdruckes vieler einzelner Margi hin:

„Abbeга, der von mir nach Europa gebrachte befreite Marghī, obgleich ein recht schöner Mann, kann nicht einmal als vollständiger Typus eines freien Marghī gelten, da er [...] schon früh durch den Einfluss der benachbarte Kanōri viel von seinem freien Wesen eingebüsst hat.“ (Barth 1857: 645–646)

Barth verglich sogar manche unter den männlichen Margi mit Skulpturen aus der griechischen Antike und zeigt damit, daß er bei seiner ästhetischen Wertung der Margi und somit der Schwarzafrikaner zum Teil einem Prinzip folgte, das seit dem 18. Jahrhundert bei der Auseinandersetzung mit der physischen und geistigen Beschaffenheit der Angehörigen verschiedener Rassen angewandt wurde; dieses Prinzip bestand darin, das Äußere des Menschen nach ästhetischen Kriterien zu werten, die aus dem antiken Griechenland hergeleitet wurden; d.h. je ferner die zu beschreibenden Menschen dem antiken-griechischen Schönheitsideal standen, desto niedriger wurde ihr Wert als Menschen festgesetzt (vgl. Mosse 1979: 10). Barth verglich die betreffenden Margi mit dem klassisch-griechischen Typus, weil ihr Körperbau, ihre Gesichtszüge und ihre Hautfarbe in seiner Vorstellung fast nichts „Negerhaftes“ an sich hatten: In einem der Gehöfte in einer Margi-Ortschaft „bemerkte“ Barth

„[...] eine wirklich schöne in der Blüte ihrer Weiblichkeit stehende Frau [...], die mit ihrem Sohn, einem Knaben von 8–9 Jahren, eine höchst anziehende Gruppe bildete. In der That wäre diese letztere für die Hand eines gewandten Künstlers ein würdiger Gegenstand gewesen. Des Knaben Gestalt, wie er in graziöser Stellung mit übergeschlagenem Fusse, dastand, gab in schönem Ebenmaasse den berühmtesten Griechischen Bildsäulen, wie z.B. der des betenden Knaben oder des Diskoswerfers, nichts nach, während seine Gesichtszüge nicht einmal den kleinen Ansatz aufgeworfener Lippen zeigten [...]. Besonders fiel mir auf, dass seine Beine ganz gerade waren und nicht eine Spur von der bei Central-Afrikanischen Völkern so allgemeinen Gebogenheit zeigten. Sein Haar war allerdings sehr kurz und gekräuselt, hatte jedoch nichts Wollartiges an sich; seine Farbe sowie auch die seiner Mutter und überhaupt der ganzen Familie war gelblich-braun, fast genau wie Rhabarber.“ (Barth 1857: 465–6)

Barth hob diesen Margi von der „Negerrasse“ ab, zitierte bei dieser Gelegenheit in einem Bündel die rassistischen Stereotypen bzw. die zu seiner Zeit gängigen Generalisierungen über die Schwarzafrikaner bezüglich ihrer Körpermerkmale, ohne sich davon abzugrenzen.

Nicht alle Margi-Frauen wurden wegen ihrer äußeren Erscheinung von Barth gelobt, wie die in seinem obigen Zitat dargestellte Frau. Gegen hochgewachsene Margi-

Frauen z.B. hegte er einen großen Widerwillen: Hatte er durchgehend voller Bewunderung und Entzücken die hohen und starken Gestalten der nackten Margi-Männer unterstrichen, so war ihm der Anblick ebensolcher Frauen eher widerlich. Einige Margi-Frauen, unterrichtete er in diesem Sinne seine Leser, „erreichen eine hohe Gestalt und bilden dann mit ihren hangenden Brüsten und in ihrer gänzlichen Nacktheit einen wahren Gegenstand des Schreckens, besonders wenn sie von röthlicher Farbe sind“ (Barth 1857: 467). Bei dieser Bewertung hilft die Sprache kräftig mit: „Brust“ ist häßlich, „Busen“ schön, und Barths Charakteristik gehörte auch zum überlieferten und oft aktualisierten Bilderfundus: Bereits in Olfert Dappers Afrika-Beschreibung, die 1668 in Amsterdam erschien, ist auf dem Titelpuffer eine schwarze Frau zu sehen, die, um ihr Kind zu stillen, ihre Brust über die Schulter zurückgeworfen hat. Barths Bemerkungen über solche Frauen muten dann böse an, wenn er z.B. schreibt, daß sogar Tiere vor diesen Frauen erschrecken:

„[...] Als wir die erste Hüttengruppe [des Margi-Dorfes I'ssge, A.B.] erreichten, kamen wir plötzlich an eine Grube mit einer Regenpfütze, aus der ein hochgewachsenes und starkes Weib in vollkommener Nacktheit, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ihren Wasserkrug auf dem Kopf, hervortauchte. Der ungewohnte Anblick, zumal da sie von ganz reiner Rhabarberfarbe war, schreckte nicht allein mich, sondern selbst mein Pferd, das, dem civilisirten Bórnu, dem Land der schwärzesten Rasse dieser Gegenden, entsprossen, ganz scheu wurde.“ (Barth 1857: 473)

Gleich an dieser Stelle kann bemerkt werden, daß Barth und Nachtigal generell nicht-moslemische Frauen weniger gut aussehend fanden als ihre Männer.

Viele von den späteren Reisenden erwähnten die Margi in ihren Reisewerken. Passarge, der sie nicht besucht hatte, begnügte sich damit, die Beschreibung, die Barth von ihrer körperlichen Beschaffenheit gemacht hatte, zu wiederholen und weiterzutradieren. Zimmermann, der im Gegensatz zu Passarge die Margi kennengelernt hatte, verwendete lieber die Begriffe „Leute“ oder „Heidenstamm“ in seiner Darstellung des kurzen Aufenthaltes im Margi-Land. Ihrer äußerlichen Erscheinungsform würdigte er keine Aufmerksamkeit. Von Dominik, der unmittelbar nach Zimmermann das Margi-Land aufgesucht hatte, erfährt man von dieser Ethnie folgendes:

„Erst als wir mitten zwischen den Häusern waren, die im Tal liegen, begannen die Marghis zu blasen und zu trommeln. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wurde es rundum lebendig. Überall schienen Menschen zu wohnen [...]. Die nackten, schwarzen Gesellen waren sich nicht einig, was sie machen sollten [...].“ (Dominik 1908: 141)

Abgesehen davon, daß die Beschreibung des Äußeren der Margi durch Dominik stark vereinfachend also klischeehaft wirkt, schien er es nicht ähnlich positiv bemerkt zu haben wie Barth. Die Analogie mit dem „aufgestörten Ameisenhaufen“ weist eher auf ein als uninteressant empfundenen Auftreten der Margi hin.

2.2. Die Ethnien der Logone-, Schari- und Kebbi-Überschwemmungsgebiete

a) Die Musgu, die Tupuri und die Masa

Über diese ethnischen Gruppen berichtete Barth ebenfalls als erster. Er besuchte die Musgu im Rahmen eines Bornu-Feldzuges, an dem er und sein Landsmann Overweg

als Beobachter teilnahmen. Dem Bericht entsprechend konnten sich die Deutschen im Land der Musgu nicht frei bewegen; auch hatten sie sie kaum in ihrem Alltagsleben beobachten können (vgl. Barth 1857a: 166–7). Barth persönlich war ohnehin nicht sehr daran interessiert, die Musgu in ihrer Natürlichkeit wirklich kennenzulernen. Eine Gelegenheit, die sich ihm geboten hatte, eine Musgu-Ortschaft, deren Oberhaupt sich den Bornu-Machthabern unterworfen hatte, kennenzulernen, nahm er mit der folgenden Begründung nicht wahr:

„Es wäre gewiss interessant gewesen, hier, in dem Orte dieses den Kanōri befreundeten Häuptlings, die Sitten dieser Leute zu studiren; aber es schien mir nicht rätlich, mich näher mit ihnen einzulassen, da die Kanōri schon ohnedies zu geneigt waren, uns mit diesen Kerdi zusammenzuwerfen, was sich mein Begleiter ruhig gefallen liess, wozu ich aber, da es uns in ihrer Meinung sehr herabsetzen musste, höchst wenig Neigung verspürte.“ (Barth 1857a: 166–7)

Um sein gutes Ansehen bei seinen moslemischen Freunden zu wahren, verzichtete Barth also auf einen Besuch bei den Musgu, bezog lieber die meisten Informationen aller Art über diese Ethnie aus zweiter Hand und begnügte sich auf diese Weise damit, seine anthropologischen Beobachtungen an den Mitgliedern dieser Ethnie hauptsächlich an Kriegsgefangenen und Gefallenen durchzuführen. Die Beobachtungen, die er an einem bestimmten Tag während des Feldzuges an gefallenen Musgu angestellt hatte, gab er wie folgt wieder:

„Die erwachsenen Männer, meist hochgewachsene Leute, aber keineswegs mit sehr einnehmenden Zügen, wurden ohne Schonung abgeschlachtet, oder man liess sie sich vielmehr verbluten, indem man ihnen ein Bein abhieb; ihre Zahl belief sich auf 170. Ihr Vorderkopf war, anstatt rückwärts geneigt zu sein, bei den Meisten sehr hoch und die Gesichtslinie gerade, aber ihre buschigen Augenbrauen, weit offene Nasenlöcher, aufgeworfene Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes buschiges Haar gab ihnen ein sehr wildes Ansehen. Die Gestaltung der Beine mit den nach innen gebogenen Knieknochen war besonders hässlich. Überhaupt waren sie knochiger und ihre Glieder weniger schön abgerundet, als bei den Marghi. Sie waren insgesamt von schmutzig-schwarzer Farbe, weit entfernt von jenem glänzenden Schwarz, das bei anderen Stämmen einen so wohlgefälligen Eindruck macht und mit der dunklen Hautfarbe einigermaßen aussöhnt. Die Meisten von ihnen trugen einen kurzen Bart [...].“ (Barth 1857a: 175–6)

In diesem Zitat wird im Vergleich zu den bisher angeführten Zitaten Barths, in denen er Angaben über die Hautfarbe der von ihm betrachteten Menschen machte, die Tatsache deutlicher, daß Hautfarbe ihm zur hierarchischen Klassifikation nicht nur zwischen den Weißen und den Schwarzen diente, sondern auch zwischen den verschiedenen Ethnien Bornus und Adamaus: Die helleren Margi machten auf ihn einen besseren Eindruck als die dunkleren Musgu. Andererseits wertete er die schwarze Hautfarbe der Afrikaner überhaupt und nicht allein die „schmutzig-schwarze Farbe“ der Musgu negativ; sie schien ihn zu stören, in seinen Augen als ein ästhetischer Fehler als etwas Widerwärtiges, ja sogar Unnatürliches und, um mit Deltgen (1977: 128) zu sprechen, als etwas, was mit „Makel“ behaftet war. Die hellere weiße Farbe war folglich in Barths Vorstellung nicht nur schöner, sondern auch die normale und das Maß aller Dinge. Diese Auffassung zeugt von der Tatsache, daß Barth die Farbe seiner eigenen Rasse bevorzugte, die schwarze Farbe mehr oder weniger explizit verabscheute und dementsprechend eine Art rassistischer Chauvinist war; von dem rassistischen Chauvinismus ist bekanntlich die Grenze zum „Rassismus“ fließend, der laut Albert Memmi (1987: 44) „in einer Hervorhebung von Unterschieden, in einer Wertung dieser Unterschiede und schließlich im Gebrauch dieser Wertung im Interesse und zugunsten

des Anklägers“ besteht. Nur der letztgenannte Schritt fehlte bei der Beschreibung, die Barth in seinem obigen Zitat nicht nur von der Hautfarbe, sondern auch von den übrigen Körperteilen der Musgu angestellt hatte. Gleich hier ist zu erwähnen, daß dieser letztgenannte Schritt in der Kolonialzeit in bezug auf die schwarzafrikanischen Kolonisierten allgemein getan wurde: Die schwarze Hautfärbung hielt in diesem Sinne für die Minderwertigkeit der Schwarzafrikaner her, wie dies aus der Feder eines damaligen Rassentheoretikers hervorgeht:

„Es ist eine Tatsache, daß den Abstufungen in den intellektuellen Begabungen der Rassen, der Neger, Indianer, Mongolen, Mittelländer, Nordeuropäer, eine gradweise Verminderung des Pigmentgehaltes parallel läuft, und daß unter den Kaukasiern die hellste Rasse zugleich die begabteste und edelste ist.“ (Woltmann 1903: 251)

Die „hellere Färbung“, die nach Woltmann, dem Autor dieses Zitates, „[...] zugleich mit einer Vervollkommnung der Körper- und Geistesorganisation einherging“, bedeutet „ein indirektes und korrelatives Merkmal intellektueller Überlegenheit“ (Woltmann 1903: 251). Folglich müßte die „dunklere Färbung“ ein Merkmal körperlicher und geistiger Minderwertigkeit sein. Eng mit der schwarzen Hautfärbung in Verbindung gebracht waren auch die schwarzen „Wollhaare“ in den Augen mancher Anthropologen ein weiteres Zeichen der Minderwertigkeit der Schwarzafrikaner. Dazu Friedrich Müller (1871: 360–61):

„Das krause und schwarze Haar wächst in der Regel auf einer sammtartigen Haut, deren unterste Oberschicht mit dunklem Farbstoff erfüllt ist. Dies scheint eine Folge der geringen Oxydation des Blutes in den Lungen zu sein, für welche eine erhöhte Tätigkeit der Leber, daher eine stärkere Gallabsonderung stattfindet. Es pflegt daher, wie ein bekannter Ethnologe bemerkt, das Kraushaar den Bauchmenschen im Gegensatz zum Lungenmenschen zu charakterisieren. Daraus geht die relativ grössere geistige Begabung des letzteren, nämlich des schlichthaarigen Lungenmenschen gegenüber dem ersteren, dem kraushaarigen Bauchmenschen hervor [...]. Die dunklen kraushaarigen Bauchvölker haben nie eine höhere Stufe der Civilisation erstiegen, sie haben keine Geschichte in unserem Sinne durchlebt.“

Dieser Gedanke wurde zwar 1871 formuliert und hatte weit in das 20. Jahrhundert seine volle Gültigkeit. Die schwarze Haut- und Haarfärbung prädestinierte in den Augen der damaligen Europäer die Afrikaner südlich der Sahara zu schweren körperlichen Arbeiten z.B. auf den Plantagen, im Straßenbau usw. und diente daher als eines der Mittel zur Rechtfertigung der Unterjochung der schwarzen Kolonisierten. Denn man ging davon aus, wie Gustav Fritsch (1899: 46) es formulierte:

„Je grösser der Säftefluß infolge eines regen Stoffwechsels ist, desto mehr Pigment wird nicht nur in den Haaren, sondern auch in der Haut abgelagert. Vermöge der grösseren Ausscheidungsfähigkeit seiner Haut erträgt der Neger viel leichter als der Weisse sengende Sonnenstrahlen.“

Diese Bemerkung suggeriert, daß der „Neger“ gegen die heißen Sonnenstrahlen durch das Pigment der Haut und der Haare geschützt und daher für Körperarbeiten wie z.B. die Plantagenarbeit in den Tropen besser geeignet sei als der Weiße; zu diesem Schluß kam der Regierungsarzt in Kamerun, Dr. Külz, nachdem er ähnliche Beobachtungen wie Fritsch angestellt hatte:

„Bedenken wir, dass gerade in den Tropenländern, in denen die weisse Rasse voraussichtlich noch auf lange Zeit sich nicht voll akklimatisieren wird, der Eingeborene nicht nur der Produzent der Ausfuhrwerte und der Konsument der Einfuhr, sondern auch die Quelle der Arbeitskräfte für alle europäischen Unternehmungen ist, so wird man kaum der Behauptung widersprechen können, dass er das wertvollste Wirtschaftskapital unserer Kolonie darstellt.“ (Külz 1910: 343–4)

Bei der Beschreibung dieser Körperteile hielt sich Barth – ohne es allerdings ausdrücklich zu vermerken – an die Kriterien der Rassenklassifikation, die seit Ende des 18. Jahrhunderts gültig waren. Auf diese Weise liest sich seine Beschreibung wie eine vulgarisierte Form von anthropologischen Abhandlungen von Männern wie Sömmering, Burmeister, Campers (vgl. Waitz 1877: 108), um nur diese drei zu nennen; denn er hatte beim Festhalten der Ergebnisse seiner Beobachtungen (wie z.B. an den Kopf- und Gesichtsformen) darauf verzichtet, anthropologische Fachtermini, die zu seiner Zeit geläufig waren, wie „Dolichocephalie“ und „Orthognathie“, zu verwenden, und benutzte lieber die Erläuterung der beiden Begriffe, weil er damit wahrscheinlich beim Leser den Eindruck von Authentizität erwecken wollte. So sprach er vom „hohe(n) Vorderkopf“, der nicht rückwärts geneigt sei bzw. von „gerader Gesichtslinie“, statt von der dolichocephalisch-orthognathischen Kombination. Eine ähnliche Kombination war seit dem 18. Jahrhundert mit dem Aussehen der Schwarzafrikaner bzw. „Neger“ kaum in Verbindung gebracht worden, weil sie nach Ansicht mancher Anthropologen und Physiognomen als die „edelste Kombination“, die es geben konnte, galt, gesetzt den Fall, daß die übrigen Gesichtsteile „schöne“ Proportionen aufwiesen. Eine ähnliche Vollkommenheit konnte, nach Einschätzung der damaligen Gelehrten, nur der „kaukasische Typus“ aufweisen, der sich angeblich am meisten dem griechischen Schönheitsideal näherte, an dem sämtliche Rassen gemessen wurden. Sömmering, einer dieser Gelehrten, stützte sich in seiner Abhandlung über die Affenähnlichkeit der „Neger“ und seine „körperliche Verschiedenheit“ vom Europäer auf Herder, um den edlen Charakter der dolichocephalisch-orthognathischen Schädel- und Gesichtsform der Europäer herauszustellen. Seine Berufung auf Herder erklärte er damit, daß Herder „[...] diesen Gedanken in der ihm eigenen solennen Sprache“ ausdrückte, die wie folgt lautet:

„Warum neigt sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? weil sie den weitesten Raum eines freyen Gehirnes umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirnhöhlen verräth, also einen Tempel jugendlich-schöner und reiner Menschengedanken. Das Hinterhaupt dagegen ist klein: denn das thierische Cerebellum soll nicht überwiegen. So ist's mit den anderen Theilen des Gesichts; sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an: und jede Abweichung ist thierisch.“ (Sömmering 1785: 17)

Nach Auffassung Sömmerings und Herders wich die Form des Gesichts und Hauptes der „Neger“ von der „griechischen Form“ ab; sie galt als Antinomie des griechisch-europäischen Typus. Bei den Musgu entdeckte Barth zwar die ideale Kopf- und Gesichtsform, nicht aber die von Herder und seinen Gleichgesinnten geforderte schöne Proportion.

Die Angaben Barths über die Gesichts- und Kopfform der Musgu sind ebenso unter dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die nach Sömmerings und Herders Ära erzielt wurden, zu betrachten. Viele Anthropologen der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, für die die wissenschaftlichen Folgerungen eines Campers oder Retzius weiterhin galten, betrachteten die Schädelform als eines der beiden „spezifischen Merkmale, welche das Menschengeschlecht in Rassen sondern“ (Woltmann 1903: 64), also als ein angeborenes und Rassenmerkmal und daher als Klassifikations- und Kategorisierungsmittel. Dem „Verhältnis des Schädels zum Gesichtsteil“ wurde ebenso eine große Bedeutung beige-

messen, nicht so sehr, weil in diesem Merkmalkomplex „Kopf und Gesicht [...] ein wesentlicher Teil dessen konzentriert ist, was uns befähigt, Individuen zu unterscheiden und wiederzuerkennen, aber auch über ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen zu entscheiden und diese auseinanderzuhalten“ (Fleischhacker 1975: 56), sondern weil man mit Hilfe dieses Merkmalkomplexes den Wert des Menschen, ja ganzer Gruppen zu bestimmen suchte. Denn von diesem Komplex bzw. von dem Verhältnis des Schädels bzw. Kopfes zum Gesichtsteil ließ man die Art und Weise abhängen, wie sich das Gehirn entwickelte, das als der Sitz der Intelligenz, der Seele und daher als das „edelste Organ [...] des menschlichen Leibes“ galt (Müller 1870: 113). Die Gesichtsform war also für die Größe des Schädelinnenraums und somit des Gehirns bestimmend.

Manche Anthropologen wie Georg Buschan versuchten ihrerseits auch nachzuweisen, daß es eine Wechselbeziehung zwischen der Schädelform und der „Schädelkapazität“ einerseits und der geistigen Begabung andererseits gab; mehr noch die Messung des Schädelvolumens betrachtete er als den besten Gradmesser für die Kulturfähigkeit, sprich Menschlichkeit der betreffenden Völker und ihrer Vertreter. Das heißt, Buschan war fest davon überzeugt, daß „Völker, welche auf niederer Kulturstufe stehen [...], einen ungleich kleineren Schädelraum als die modernen Kulturvölker [besitzen]“ (vgl. Buschan 1904: 693), daß also die fortschreitende Kultur eine Zunahme des Gehirns erzeuge und diese wiederum eine Vergrößerung der Schädelkapsel zur Folge hätte (vgl. Buschan 1904: 697). In diesem Kontext machte er die folgende Gleichsetzung: „Größerer Schädelinnenraum bzw. größerer Horizontalumfang = größeres Hirnvolumen = entwickeltere Intelligenz“ (Buschan 1904: 696). Bei den Angehörigen der „Negerrasse“ stellte man nun ein Mißverhältnis zwischen Schädel- und Gesichtsform fest. Bei ihnen herrsche die prognathe Gesichtsbildung vor; das ist die Form, bei der die „Kieferpartie die Stirnpartie an Wachstum überragt“ (Woltmann 1903: 66). Durch dieses Mißverhältnis werde die normale Entwicklung des Schädelinnenraumes und somit auch des Gehirns gehemmt, d.h. der Schädelinnenraum vergrößere sich nicht, wie es sein sollte, und das Gehirn erreiche nicht seine volle Entwicklung, die für eine normale geistige Tätigkeit erforderlich sei.

Andere Wissenschaftler begnügten sich mit dem Hinweis auf die Ähnlichkeit der „prognathen Negergesichtsform“ mit dem Affentypus: „Sämtliche wollhaarigen Menschenspecies sind langköpfig (*dolichocephali*) und schiefzähmig (*prognathi*), zeigen also relativ die grösste Verwandtschaft mit dem Affentypus. Sie wohnen alle auf der südlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade über diesen hinauf“ (Müller 1871: 360). Dem Handbuch der deutschen Sprache von Dr. Sanders, das 1869 erschien, entnimmt man, daß der „Neger“ ein Schwarzer mit krauswolligem Haar und einigermaßen affenähnlichem Schädel sei (Sanders 1869: 560). Noch an der Schwelle zum 20. Jahrhundert waren Behauptungen wie z.B. „die Mundgegend der eigentlichen Neger hat etwas Abschreckendes und Fremdartiges, was ihn vom Europäer entfernt“, oder „der Neger ist der bekannteste Vertreter der Schnauzenform oder der Affenähnlichkeit des menschlichen Antlitz“ in bestimmten Wissenschaftskreisen gang und gäbe (Flörcke 1898: 53).

Um auf die Darstellung der Musgu durch Barth zurückzukommen: Die ausgesprochen negative Wertung der physischen und physiognomischen Beschaffenheit der Musgu-Männer durch Barth – ihre Züge hätten nach ihm etwas „höchst Ab-

schreckendes“ (Barth 1857a: 178) – traf auch für das Aussehen der weiblichen Musgu zu, die wegen ihrer durchbohrten Lippen, die mit Pflöcken aus Holz oder Knochen geschmückt waren, einen noch unangenehmeren Eindruck auf Barth gemacht hatten. Die Lippenschmuckgegenstände der Musgu-Frauen wirkten abscheulich auf Barth, einmal wegen ihres groben Materials und ihrer groben Ausarbeitung, zum anderen weil diese Frauen ebenso wie ihre männlichen ethnischen Genossen unter dem Vorurteil der Häßlichkeit standen. Denn der gleiche Schmuck, den eine Frau trug, deren Musgu-Herkunft Barth stark bezweifelte, weil sie von „rötlicher Hautfarbe“ war und deshalb seiner Vorstellung nach nur von den Margi abstammen konnte, machte auf ihn keinen widerlichen Eindruck:

„Diese Sklavin war [...] eine der stattlichsten Frauen [...], die ich im Mússgu-Lande sah, aber ich hatte starken Verdacht, dass sie nicht von Mússgu-, sondern von Marghí-Abkunft war. Denn im ganzen Lande Mússgu hatte ich keine Leute von rother Hautfarbe gesehen, sondern Alle hatten dieselbe schmutzig-schwarze [...] Farbe; diese Person aber war rötlich. Allerdings trug sie einen grossen Knochen in der Unterlippe, das Nationalzeichen der Mússguerinnen, aber dies mochte sie angenommen haben [...]. Sie war schön gewachsen, mit Ausnahme der Beine, die etwas eingebogen waren, von hohem Wuchs und schöner Brust. Ihre Züge waren nur wenig durch den Knochen entstellt [...]“ (Barth 1857a: 213)

Es erstaunt, mit welcher Beharrlichkeit Barth an seinem Vorurteil über die „röthliche“ – sprich hellere Hautfarbe der Margi und über die „schmutzig-schwarze“, d.h. dunklere Farbe der Musgu festhielt. Dabei hatte Barth – entgegen seiner verallgemeinernden Formulierungen wie „im ganzen Lande Musgu“, „Alle hatten“ – nur wenige Klane der Musgu-Ethnie gesehen.

Nachtigal, der die Musgu auch als häßliche Menschen mit „prächtiger“ Statur charakterisierte, fiel, genauso wie Barth seinerzeit, das Fremdartige bzw. Exotische an dem Aussehen der Musgu-Frauen auf

„[Die Musgu] sind meist prächtige Gestalten mit plumpen Zügen, welche im weiblichen Geschlecht noch durch den grotesken Schmuck von grossen in Ober- und Unterlippe eingefügten rundlichen Platten aus Knochen oder Metall verunstaltet werden [...]. Diese haben allmählich eine schnauzenförmige Bildung der Lippen zur Folge und schlagen beim Sprechen klappernd aufeinander, was der an wunderlichen Zisch-, Hauch- und Kehl-Lauten ohnehin schon reichen Sprache einen noch seltsameren Klang verleiht.“ (Nachtigal 1881: 531)

Im Gegensatz zu Barth bemerkte er, daß der Lippenschmuck bestimmte physiologische Merkmale, wie z.B. ihre Stimme verändert hatte. Über diese Feststellung hinaus diskriminierte Nachtigal diese Frauen: Die Bezeichnung ihrer Sprechweise und des Klanges ihrer Sprache überhaupt als „wunderlich“ weist auf eine grundsätzlich negative Wertung nicht nur des Klanges, sondern auch des Baus bzw. des Lautgesetzes ihrer Sprache hin. Nachtigal paßte sich überhaupt in bezug auf die Darstellung nicht nur der Sprache, sondern auch der äußeren Erscheinung der Schwarzafrikaner weitgehend dem Geist seiner Zeit an, obwohl er ansonsten um eine relativierte Darstellungsweise bemüht war. Bei der Bewertung des Aussehens der Musgu-Frauen z.B. stellte er genauso wie Barth lediglich seine ästhetischen Wertmaßstäbe, sein ästhetisches Empfinden in den Vordergrund, bemühte sich nicht um das Herausfinden der ästhetischen Maßstäbe, die dem Tragen des Lippenschmucks zugrunde lagen. Beiden Autoren war eher daran gelegen, das „Barbarische“, sprich „Primitive“ und „Unsinige“ an diesem Schmuck herauszustellen. Deshalb ermittelten sie nicht genau, welche Funktionen der Lippenschmuck hatte.

Begnügte sich Nachtigal damit, einen Vergleich zwischen dem Mund der Musgu-Frauen und einer nichtmenschlichen Sprechvorrichtung zu machen, sahen manche Kolonialautoren wie Heims (1911: 162) in den mit Pflöcken geschmückten Lippen der Frauen „Schnäbel“: „Ach, wie sahen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts aus! Ich werde diesen Anblick nicht vergessen. Die Weiber hatten tatsächlich statt eines Mundes einen regelrechten Schnabel!“ Bemerkenswert ist die Tatsache, daß bei der Erfassung der Physiognomie der Lippenpflöcke tragenden Frauen durch Heims und die übrigen Kolonialreiseautoren die rassistisch-biologischen Eigentümlichkeiten der Gesichtszüge dieser Frauen in den Hintergrund traten. In diesem Fall wurden also die „Negerzüge“ nicht herausgestellt, sondern nur die Wirkung des Lippenschmuckes auf den Gesichtsausdruck in Betracht gezogen.

Bei seiner oben erwähnten Charakterisierung ließ sich Heims offensichtlich von Dominiks Beschreibung der Tupuri-Frauen, die ebenfalls einen Lippenschmuck trugen, inspirieren. Als er der Tupuri-Frauen zum ersten Mal ansichtig wurde, geriet Dominik, der so tat, als hätte er zum allerersten Mal von diesem Schmuck erfahren, in helle Heiterkeit:

„Also [...] où est la femme? Und diese Frauen! [...] Ich war schon in meinem Zelt, als Fischer mit allen Zeichen größter Freude zu mir eilte, um mich mobil zu machen; der Anblick, der sich mir bot, war auch wirklich lohnend. Die Weiber hatten nämlich statt des Mundes einen regelrechten Schnabel. Ich traute meinen Augen kaum und hielt die Erscheinung für einen bösen Spuk. Bei meinen naturwissenschaftlichen Studien einst auf dem Gymnasium in Schwedt hatte ich wohl von dem Vorhandensein des Schnabeltieres mit Interesse Kenntnis genommen, aber von einer ‚Schnabelfrau‘ hatte ich noch nie singen und sagen hören. Und doch lebt diese Gattung und ist [...] nicht einmal selten wie das Okapi und ist auch nicht der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt, wie z.B. der afrikanische Elefant [...]“ (Dominik 1908: 237)

Das naive Erstaunen war nur fingiert, denn aus den Reisewerken seiner Vorgänger hatte Dominik von der Existenz einer solchen „Gattung“ erfahren. Dieses fingierte Erstaunen hatte zum Zweck, ihm die Möglichkeit zu eröffnen, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Außerdem sollte diese Darstellung, die sich wie ein Witz liest, die Verunglimpfung und den Ausschluß dieser Frauen aus dem Kreis des menschlichen Geschlechts und deren Gleichsetzung mit Tieren verharmlosen; dem Kreis des „schönen Geschlechts“ rechnete Dominik sie allein schon wegen ihrer rassistischen Zugehörigkeit und der ihnen zugeschriebenen rassistischen Merkmale ohnehin nicht zu. Auf seine spöttische Bemerkungen über das Aussehen der Tupuri-Frauen verzichtete Dominik auch nicht, als er beschloß, die Tupuri-Frauen doch als halb menschliche Wesen zu betrachten; er beschäftigte sich lebhaft mit der Lösung der Frage,

„[...] auf welchen Sinn des liebenden Mannes diese künstliche körperliche Verzierung wohl einwirken möge. Daß der Gesichtssinn durch den schönen Schnabel angenehm angeregt werden sollte, kann ich mir nicht recht vorstellen. Auch meine ich nicht, daß das Klappern beim Sprechen das Gehör der Männer besonders wohlthuend berührt. Ich glaube also, daß die verlangend entgegen gestreckte Lippe auf das Gefühl, den Tastsinn der liebenden Jünglinge und Gatten anregend wirkt. Ein Kuß von diesem Kaliber muß allerdings von verblüffender Wirkung sein.“ (Dominik 1908: 237)

Seine Vermutungen über die „Wirkung des Kusses“ sagen viel mehr über die Gefühle und Verhaltensweisen der europäischen Liebenden aus als über die der Tupuri; denn er stellte diese Vermutungen nicht aus der Perspektive der Einheimischen an. Er urteilte über das, was am Körper der Tupuri-Frau das erotische Interesse des Tupuri-Mannes wecken könnte, nach den Maßstäben seiner Gesellschaft und ignorierte die

Tatsache, daß die Kultur auf allen Ebenen des individuellen Lebens beteiligt ist und sich auch in der Art zeigt, wie die elementarsten Bedürfnisse befriedigt werden (vgl. Leiris und Delange 1985: 95).

Nachdem Dominik gehörig über die Tupuri-Frauen wegen ihres Lippenschmuckes gelästert hatte, ging er zu einer ernsthafteren Deskription der durch den Schmuck veränderten und ausweiteten Lippen über:

„Betrachtet man nun eine dieser Schnabelfrauen näher, so kann man sich von der ganzen klassischen Schönheit ihres Gesichtsschmuckes erst dann einen Begriff machen, wenn man weiß, wie er entstanden ist. Den kleinen Mädchen wird durch die durchbohrte Ober- und Unterlippe ein Holzpflock gesteckt, die allmählich immer dicker gewählt wird. Dadurch wird die Öffnung in den Lippen mit der Zeit derartig erweitert, daß schließlich bei den Schönsten die Schale eines getrockneten Kürbis von Talergroße Aufnahme darin finden kann. Stecken nun die Schalen in den Lippen, so stehen diese natürlich schnabelartig vor und machen auf den Beschauer, der dem sonderbaren Tuburigeschmack nicht zu folgen vermag, den geschilderten Eindruck [...]. Nun, nichts für ungut, andere Länder, andere Sitten [...]“ (Dominik 1908: 237–8)

Aus diesem Zitat wird ebenfalls deutlich, daß die Absicht Dominiks bei der Wiedergabe seines Eindruckes von dem Aussehen der „Schnabelfrauen“ in den zuerst angeführten Zitaten primär in der abwertenden Einschätzung dieses Aussehens lag.

Die Tupuri-Männer machten auf ihn einen ebenso negativen Eindruck. Bei ihrer Schilderung benutzte er einige gängige Klischees über „Neger“:

„Ihrem Wuchs und ihrer Gesichtsbildung nach erinnerten mich die Leute an Wutes, dieselben muskulösen Gestalten, tiefschwarz mit spitzgefeilten Zähnen. Statt des Rindenschurzes der Wutes trugen sie einen solchen aus Leder; besondere Gigerls hatten auch noch ein Fell für den Rücken gewählt. Viele hatten die Haare abrasiert, andere trugen einen aufrecht stehenden Zopf. Arm- und Beinge- lenke hatten sie [...] mit Ringen aus Bastgeflecht verziert [...]“ (Dominik 1908: 235)

Das Spitzfeilen der Zähne, das hauptsächlich von den nicht-moslemischen Ethnien und zwar anlässlich bestimmter Initiationsriten vorgenommen wurde, und insbesondere das Tragen von Schmuckgegenständen an Körpergelenken hatten nicht nur einen ästhetischen Charakter, wie Dominik es nahelegte, sondern erfüllten bei diesen Ethnien auch andere, z.B. religiös-magische Funktionen. Die nachdrückliche Hervorhebung der schwarzen Hautfarbe, die Dominik in diesem und vielen anderen Fällen im Zusammenhang mit der Beschreibung des Äußeren der von ihm betrachteten Menschen vornahm, ist entsprechend dem Zeitgeist sicherlich mit abwertender und diskriminierender Absicht verbunden.

b) Die Masa

Bei den Masa bzw. Bana berücksichtigten die deutschen Reisebeschreiber Dominik und der Herzog zu Mecklenburg insbesondere die Statur. Von Dominik erfährt man in dieser Hinsicht, und zwar im Zusammenhang mit der Schilderung der Reitart der betreffenden Masa:

„Die großen Leute mußten oft mit hochgezogenen Knien auf den struppigen Ponys sitzen [...]. Die kurz gebauten Pferdchen mit den starken drahtigen Beinen sind unverwundlich, und es grenzt für europäische Begriffe an das Unbegreifliche, wie sie mit den schweren, ungefügten Reitern über Stock und Stein durch Wasser und Sumpf jagen. Darin geben ihnen allerdings ihre schwarzen Herren ein gutes Beispiel, denn, wenn ich durch den Busch einem Stück Wild nachging und mir das Zeug in Fetzen um den Leib hing, dann zeigte das Fell meiner Begleiter nur selten eine blutige Schramme oder einen ernstlichen Riß.“ (Dominik 1908: 239–40)

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß die Masa hochgewachsene und – aus Dominiks Sicht – massive bzw. plumpe Menschen waren. Wie bei der Beschreibung dieser Masa ließ Dominik auch bei den meisten seiner Schilderungen der Nicht-Moslems das Stereotyp des „Negergesichts“ aus und betonte vielmehr die schwarze Hautfärbung und – wie im Fall der Masa – die Robustheit des Körpers. Die Gleichsetzung der Masa mit den „Pferdchen“ in puncto Unverwüstlichkeit und vor allem das Wort „Fell“, das Dominik mit böartigen Absichten aus der Umgangssprache entlehnt hatte, diente nicht nur zur Versinnbildlichung des Naturzustandes der Masa, sondern sie sollte auch ihre Ungeschlachtheit und Zählebigkeit in den Mittelpunkt rücken.

Das Bild der Masa bzw. Bana als robuste und zählebige Menschen bestätigte der Herzog zu Mecklenburg sogar mit Nachdruck:

„Die Bana ähneln den Massa und Kaba usw. in mancher Hinsicht. Sie gehen wie diese nackt [...] Die Frauen tragen nur einen schmalen Baststreifen zwischen den Schenkeln, der vor einer noch dünneren Schnur gehalten wird; selten fehlt der Pflock in der Oberlippe. Die Männer sind robuste, wilde Kerle mit langem, fettigem Strähnenhaar; sie sind sehr gut gebaut und teilweise von herkulischer Kraft. Eisenringe um Handgelenk und Fesseln schmücken die muskulösen Glieder. Ihre Hauptwaffe ist eine armdicke Keule. Von ihrer verderblichen Wucht konnte ich mich durch die Spuren eines Schlages überzeugen, den ein Mann vor Monatsfrist auf den Kopf erhalten und der den vordern Teil des Schädels fast flachgedrückt hatte. Auffälligerweise schien den betroffenen diese kleine Affäre außer einer Ohnmacht in keiner Weise inkommodiert zu haben.“ (Adolf Friedrich 1912: 138–9)

Von dieser Darstellung der Bana- bzw. Masa-Männer gewinnt der Leser den Eindruck, daß es sich um Menschen handelte, die vor einer ertümlichen und ungefügigen körperlichen Energie strotzen. Wenn man aber die Fotos dieser Männer sieht, die den Text des Herzogs illustrieren, dann fragt man sich, wie er zu dieser Beschreibung kam.

Die nachdrückliche Betonung des schönen Wuchses bzw. der Schönheit des Körpers dieser Männer ist nicht als ein wirkliches Lob zu verstehen. Für viele Europäer der vorigen Jahrhunderte war die Schönheit des Körpers des „echten Negers“, der ansonsten mit einer ausgeprägten Häßlichkeit der Züge ausgestattet wurde, ein Zeichen der geistigen Minderwertigkeit; denn, wie Sömmering behauptet hatte, eine Meinung, die viele seinerzeit und später teilten, ein Körper, der sich gut entwickelt habe, täte es immer auf Kosten des Verstandes (vgl. Sömmering 1785: 79). Außerdem war es kein Zufall, daß der Herzog und Dominik die Robustheit und Zählebigkeit der Masa betont hatten. Die robuste und zählebige Beschaffenheit gehörte nämlich zu den „Negerstereotypen“, auf die nicht nur Dominik und der Herzog, sondern auch die übrigen Kolonialreiseautoren bei ihren Beschreibungen von Männern auch anderer nicht-moslemischer Ethnien gern zurückgriffen. So fehlten bei ihren Schilderungen der nicht-moslemischen Männer selten die Attribute „stämmig“, „muskulös“, „robuste Stämmigkeit“ usw. Was die „Zählebigkeit“ bzw. die Lebensenergie anbelangte, liest man bei Morgen (1893: 199), daß „die Gestalten der Wute [...] außer geringfügigen Hauterkrankungen kaum eine Krankheit kennen [...]“. Passarge (1895: 140) schloß seinerseits aus Beobachtungen, die er während des Krieges gegen Bubandjidda gemacht hatte, daß die Schwarzen „enorme Lebenszähigkeit“ hatten.

Einen ähnlichen Gedanken formulierte Morgen (1893: 95) seinerzeit wie folgt: „In Afrika stirbt alles schwer, Eingeborener und Thier“. Diese Schlußfolgerung, in der Afrikaner und Tiere in einem Atemzug genannt werden, zog er anlässlich einiger Beobachtungen, die er gemacht hatte; er behauptete nämlich in diesem Zusammenhang,

daß er in „Gefechten Neger mit [...] tödlichen Verwundungen davonlaufen sah, ebenso mußte [...] [er] es erleben, daß schwer krank geschossenes Wild auf Nimmerwiedersehen verschwand“ (Morgen 1893: 95). Auch in seiner unveröffentlichten Autobiographie beteuerte er seine Meinung über die „unverbrauchten Nerven“ der Afrikaner, die eine „Heilhaut“ (Morgen: unveröff. Lebenserinnerungen, S. 75) wie Tiere hätten.

Das Stereotyp der „Neger“ als „zählebige“ und vor Gesundheit strotzende Menschen entstand nicht erst während der Kolonialzeit. Bereits Waitz schrieb in seiner „Anthropologie der Naturvölker“ (1877: 141): „Daß Naturvölker, abgesehen von den Verheerungen, welche durch ansteckende Krankheiten unter ihnen angerichtet werden, im Allgemeinen einer besseren Gesundheit genießen als Culturvölker, ist eine ausgesprochene Ansicht“. Auf die größere Lebensenergie und festere Gesundheit der Naturvölker weisen nach Waitz (1877: 142) auch die große Anzahl von Beispielen relativ großer Naturheilskraft hin, die sich bei ihnen finde. Derartige Behauptungen erhielten während der Kolonialzeit erneut eine wissenschaftliche Weihe. Dr. Plehn, der mehrere Jahre als Regierungsarzt in Kamerun tätig war, kam z.B. nach mehreren Beobachtungen zu der Überzeugung, daß die Widerstandsfähigkeit der „Neger“ gegen Wundinfektion, Geschlechtskrankheiten, Dysenterie, Malaria und Gelbfieber „nicht nur durch ein frühzeitiges Überstehen erworben ist, sondern angeboren sein muss“ (Plehn 1904: 180). Im Sinne Plehns war das „angeboren-sein-muss“ als „rassisch bedingt“ zu verstehen. Das zu einer wissenschaftlichen Wahrheit erhobene Stereotyp der „Neger“ als „zählebige“ und insbesondere als robuste Menschen überdauerte sogar die Kolonialzeit; denn noch in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts behaupteten Baumann, Thurnwald und Westermann in ihrer *Völkerkunde von Afrika*:

„Eine bis jetzt noch schwer meß- und deutbare Erscheinung ist der sowohl hier [d.h. am mittleren Schari, A.B.] und bei den westlichen Niloten, als auch bei den verdrängten Inselbergvölkern Adamauas, Nordnigerias [...] vorkommende klobige, bei aller Hochwüchsigkeit athletische Körper und ein auffallend wilder, roher Gesichtstypus [...]. Hier haben wir die Träger jener altnigritischen, altsudanischen Kultur vor uns [...]“ (Baumann *et al.* 1940: 14–15)

Baumann und seine Fachkollegen hatten sich nachweislich auf die Reisewerke der Vorkolonial- und Kolonialreisenden gestützt, um das Bild von der äußeren Erscheinung der Altnigritier, jener Repräsentanten der „Urneger“ in Zentralsudan aufzuzeichnen. Bei ihren Darstellungen verfolgten sie sicherlich andere Zwecke als die Kolonialbildautoren. In der Kolonialzeit hatte die Betonung der klobigen, robusten und zählebigen Beschaffenheit eine ideologische Tragweite; sie sollte nämlich, wie Steins (1972: 94) formuliert, „der Rechtfertigung und Stützung wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse“ dienen, die in den Kolonien herrschten. Dies brachte der Kolonialreisearchivator Bauer auf den Punkt. Im Gegensatz etwa zu Passarge und Dominik, die allgemein von der Lebenszähigkeit bzw. der unerschöpflichen Lebensenergie der „Neger“ sprachen, meinte Bauer nur die nicht-moslemischen Ethnien Deutsch-Nordkameruns, als er das Thema „Zähigkeit“ anschnitt. Er machte in diesem Zusammenhang sogar einen Vorschlag über die Umsetzung dieser „Zähigkeit“ und brachte auf diese Weise das auf einen Nenner, was die übrigen Kolonialreisearchivatoren mit ihren Beschreibungen des Äußeren der Nicht-Moslems nur andeuteten:

„Diese Heiden in ein vernünftiges Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, so dass sie sich sicher fühlen [...], dürfte eine Hauptaufgabe der deutschen Verwaltung bilden. Ich habe ein großes Vertrauen zu diesen Stämmen, in denen eine ungeheure Lebenskraft und schlummernde Energie ruht, während der Fulbestamm heute untrügliche Zeichen der beginnenden Degeneration erkennen lässt [...]. Der Fulbe wird sich alsdann wohl oder übel selbst zur Arbeit bequemen müssen, die sich ihm in denjenigen Beschäftigungen darbieten wird, welche bessere geistige Anlagen erfordern, wie z.B. Präparieren und Sortieren des Tabaks, Ueberwachung der Baumwoll-Reinigungs- und Pressmaschinen; für die gröberen und Feldarbeiten muss alsdann der freie Heide soweit vorbereitet sein, dass er als williger und tüchtiger Arbeiter die entstandene Lücke auszufüllen vermag.“ (Bauer 1904: 133, 135)

Es muß hervorgehoben werden, daß diese Gedanken nicht nur von der privaten Person Bauer stammten, sondern auch von der deutschen Kolonialgesellschaft (DKG), die seine Reise finanziert und sich um die Herausgabe seines Reiseberichtes gekümmert hatte. Wenn Bauer nachdrücklich auf die „ungeheure Lebenskraft“ der Nicht-Moslems hinwies, wenn er ihnen sein Vertrauen aussprach und gleichzeitig die Degenerierung der Fulbe herausstrich, so war das kein Zeichen eines besonderen schätzenden Interesses für die „Heiden“. Denn betrachtet man die Sache näher, so galt seine Achtung eben diesen Fulbe, denen er „bessere geistige Anlagen“ zusprach.

Schlußbemerkung

Die verschiedenen Rassen wurden im 19. Jahrhundert und am Anfang des 20. Jahrhunderts systematisch auf der Grundlage anthropologischer und ästhetischer Kriterien klassifiziert und hierarchisch angeordnet. Diese Klassifikation und Hierarchisierung, die zwanghafte Züge annahm, führten dazu, daß auch innerhalb einer und derselben Rasse Unterschiede gesucht und gefunden wurden. So wollte man rassistisch-biologische und ästhetische Unterschiede zwischen den Ethnien Schwarzafrikas festgestellt haben: Je mehr eine Ethnie die als „negerhaft“ hingestellten Merkmale in sich vereinte, desto niedriger wurde sie auf der Menschheitsskala eingestuft. Die nicht-moslemischen Ethnien Deutsch-Nordkameruns der Vorkolonial- und Kolonialzeit, die sich in der Vorstellung der deutschen Reiseschriftsteller am meisten dem typischen „Neger“ näherten, wurden nicht nur rassistisch-biologisch als minderwertig resp. häßlich, sondern auch geistemäßig als rückständig angesehen. Denn an die Körpermerkmale (Hautfarbe, Schädel- und Gesichtsform, Gesichtszüge, Haare) wurden ganz bestimmte geistige, seelische und Charaktermerkmale geknüpft. Als Beweis für die geistige Minderwertigkeit der Nicht-Moslems verwiesen die deutschen Reisebeschreiber auf bestimmte Aspekte ihrer Kulturen. Die Folgen dieser Charakterisierung der Nicht-Moslems wurden in der Kolonialzeit verhängnisvoll: Aus dieser Minderwertigkeit schloß man, daß sie für körperliche Arbeit wie geschaffen und zum Dienst am hellerhäutigen oder gar weißen Menschen wie berufen seien. Auch in den deutschen Kolonien war der Afrikaner hauptsächlich „Arbeitstier“.

Literaturverzeichnis

- Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg (Hrsg.), 1912: Vom Kongo zum Niger und Nil. Bericht der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910–1911. Leipzig.
- Baumann, Hermann, Richard Thurnwald und Diedrich Westermann, 1940: Völkerkunde von Afrika. Essen.
- Barth, Heinrich, 1857: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Band 2 und 3, Gotha.
- Bauer, Fritz, 1904: Die deutsche Niger-Benue-Tschadsee-Expedition 1902 bis 1903. Berlin.
- Buschan, Georg, 1904: Kultur und Gehirn, *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie* 1(1).
- Curtin, Philip D., 1964: The Image of Africa. British Ideas and Action. 1780–1850. London, 2 Bde.
- Deltgen, Florian, 1977: Der Neger im Kinder- und Jugendlied, *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 29(1): 689–701.
- Dominik, Hans, 1908: Vom Atlantik zum Tschadsee. Kriegs- und Forschungsfahrten in Kamerun. Berlin. Ethnologie und Urgeschichte, Heft 1. Breslau 1899.
- Fleischhacker, H., 1975: Anthropologie der Bewohner Afrikas. In: Hermann Baumann (Hrsg.), Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen. Teil 1. Wiesbaden.
- Flörcke, Gustav, 1898: Ueber den Einfluss der Kiefer und Zähne auf den Gesichtsausdruck der Völker. Dissertation. Bremen.
- , 1899: Über die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaars, *Centralblatt für Anthropologie* 4(1).
- Heims, Ernst M., 1912: Vom Tschadsee zum Niger. In: Adolf Friedrich 1912.
- Leiris, Michel und Jacqueline Delange, 1985: Afrika. Die Kunst des schwarzen Erdteils. Übers. aus dem Französischen von Rohlf Wintermeyer. Frankfurt am Main.
- Memmi, Albert, 1987: Rassismus. Übers. aus dem Französischen von Udo Rennert. Frankfurt am Main.
- Morgen, Curt, 1893: Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889–1891. Leipzig.
- , o.J. Unveröff. Lebenserinnerungen. Bundesarchiv-Militärarchiv. Nachlaß Curt von Morgens, Akten Nr. 227/11.
- Mosse, Georg Lachmann, 1978: Rassismus: Krankheitssymptom in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Königstein/Ts.
- Müller, Friedrich, 1871: Ueber die Verschiedenheit des Menschen als Rassen- und Volksindividuum, *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 14.
- Passarge, Siegfried, 1895: Adamaua. Berlin.
- , o.J.: Unveröff. Selbstbiographie. Staatsuniversitätsbibliothek Hamburg, Handschriftenabteilung. Passarges Nachlaß, 187.
- Plehn, A., 1904: Die akuten Infektionskrankheiten bei den Negern der äquatorialen Küsten Westafrikas. Rezensiert von Dr. Georg Buschan-Stettin, *Centralblatt für Anthropologie* 9(3).
- Rohlf, Gerhard, 1874: Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschadsee und zum Golf von Guinea. 2 Bde, Leipzig.
- Sanders, Daniel, 1869: Handwörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig.
- Sasse, Hans-Jürgen, 1981: Afroasiatisch. In: Bernd Heine u.a. (Hrsg.): Die Sprachen Afrikas. Hamburg.
- Sömmering, Samuel Th., 1785: Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. Frankfurt am Main.
- Steins, Martin, 1972: Das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur 1870–1919. Ein Beitrag zur literarischen Imagologie. Frankfurt am Main.
- Theye, Thomas (Hrsg.), 1985: Wir und die Wilden. Einblick in eine kannibalische Beziehung. Hamburg.
- Waitz, Theodor 1860: Die Negervölker und ihre Verwandten. Leipzig.
- , 1877: Anthropologie der Naturvölker. 2. Aufl. Leipzig.
- Woltmann, Ludwig, 1903: Politische Anthropologie. Leipzig.